

In Osteuropa – in Polen, in der Tschechoslowakei usw. – gab es das sehr viel eher, z. B. durch das tatsächliche, bewußte Herstellen einer Teilöffentlichkeit. Das geschah nicht nur in kirchlichen Räumen, sondern wurde beispielsweise durch illegale Publikationen versucht.

Also das Verlassen dieses eingeschlossenen Viertels zugunsten einer Öffentlichkeit – Öffentlichkeit als Prinzip. Ich will damit vor allem sagen: Es gab diese Handlungsmöglichkeiten, es gab dadurch auch die Möglichkeit, diese Angst zu verlieren. Man hat in dem Moment, da man handelnde Person wurde und gesagt hat, man sei kein Opfer, die Chance gehabt, die Angst zu verlieren und sich mit anderen, die das ähnlich gesehen haben, zusammenzuschließen und dadurch tatsächlich in einem stärkeren Maße zur Veränderung beizutragen, was ja dann schließlich auch 1989 zu einer gewissen Rolle dieser Opposition geführt hat. In dieser Entwicklung liegt der Wandel. Das, was vom Rahmen her abgesteckt war und so sein sollte, war also keineswegs unveränderlich. Es war für den einzelnen oder für Gruppen keineswegs so, daß sie sich darin aufhalten mußten.

Das ist mir an den beiden Tagen ein bißchen zuwenig vorgekommen. Ich habe manchmal eine etwas fatalistische Stimmung herausgehört: Weil es eben nicht erlaubt war, haben wir uns immer in so einer Grauzone bewegen müssen, und in dem Moment, wo wir dort öffentlich erkennbar wurden, war es auch schon um uns geschehen, dann unterlagen wir der Repression. – Ich denke, diesen Vorgang hätte man sich deutlicher und früher bewußt machen müssen, dann hätte es vielleicht auch größere Chancen gegeben. Es war also nicht so, daß wir nur wie das Kaninchen auf die Schlange starren und uns mit den gegebenen Rahmenbedingungen abfinden mußten. (Beifall)

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank, Herr Poppe. Sie sehen, der Zwischenbeifall zeigt, welche wichtigen Gedanken Sie hier entwickelt haben.

Bei der Bewertung der Opposition in den 80er muß man natürlich sehen, daß die sozialdemokratische und die bürgerliche Opposition in den späten 40er und frühen 50er Jahren schon einmal mit brutalem Terror zerschlagen worden war und daß danach zunächst einmal eine Phase der Hoffnung aufkeimte, in der Opposition in der DDR – ich sage es einmal etwas flapsig – nicht angesagt war. Sie hat sich dann nach dem Bau der Mauer wieder neu formiert, beginnend – Herr Seidel ist sozusagen ein lebender Zeuge dafür – mit dem Phänomen Fluchthilfe.

Aber ich möchte hier nicht selber reden. Ich möchte jetzt der Dame das Wort erteilen, die sich dort hinten gemeldet hat.

Hildegard Jeske: Mein Name ist Hildegard Jeske. Ich komme aus einem bürgerlichen Elternhaus und bin mit Haussuchungen und all diesen Finessen aufgewachsen, die in den 50er Jahren auf der Tagesordnung standen.

Ich muß mich hier gegen diese echte Glorifizierung der Kirche wenden, die vielleicht in elitären Kreisen diskutiert, aber diese Dinge gar nicht nach außen ausgestrahlt hat. Ich kann mich erinnern, daß es 1957/58 um die Jugendweihe ging. Es ging in dieser Zeit um die Verteilung der Oberschulplätze, die für eine spätere Studienmöglichkeit wichtig waren. Diese Frage wurde von der Kirche überhaupt nicht angefaßt. Ich kann mich ganz genau erinnern, daß es damals hieß: Entweder Jugendweihe oder Konfirmation! Diese Frage stand also. Die Kirchen haben sich in den konkreten Fällen, die ich kenne, zu diesen Fragen nicht geäußert.

Ich war gut im Religionsunterricht und wurde vom Pfarrer speziell betreut. Er sagte: Du mußt die Entscheidung für dich allein treffen; entscheide dich so, wie es richtig für dich ist.

Wie gesagt, es war schwierig, und ich kann mich erinnern, daß wir vor die Schulleitung zitiert wurden und uns entscheiden sollten, an der Jugendweihe teilzunehmen. In dieser Zeit ist eben keine Reaktion von der Kirche gekommen.

Aber ich möchte den Gedanken, den Herr Fricke aufgegriffen hat, verfolgen. Es geht um Resignation und Angst und darum, warum die Menschen so sind. Die lautlose Verfolgung, die nicht immer in konkreten Maßnahmen, in Strafverfolgung wirksam wurde, sondern das Erleben, wie wir eben in der DDR die Situation erfassen mußten, wie wir taktieren mußten, um bestimmte Dinge bis zu einem gewissen Grad zu erreichen, also Karrieren so weit zu machen, daß man auch anständig bleiben konnte – das sind alles Dinge, die mir hier eigentlich fehlen. Ich weiß nicht, ob gestern dazu mehr gesagt worden ist. Ich denke, diese Kaderarbeit, die Auswahl der Nomenklaturen, diese Dinge sind doch alle in einem festgefügt System gewesen. Bestimmte Leute hatten eben keine Chance. Wenn Sie aus einem Elternhaus kamen, das liberal war, bürgerlich, aus irgendwelchen Gründen verfeimt – immer unter dem Gesichtspunkt Klassenfeind: aus dem Bürgertum kommen schlechte Gedanken, die sofort isoliert werden müssen –, dann durften sie die und die Entwicklung nicht machen.

Später waren diese Dinge verfeinert. Man hat ja diese Nomenklatura immer aus dem gleichen Kreis herausgenommen. Das waren ja nur wenige. Darum kommt es auch auf die Standorte an, woher jemand kam, um eine Entwicklung zu machen, wie er auch aufgefangen wurde. Denn für mich ist interessant, wenn man sagt: Mir passierte in gewissem Rahmen nichts. Er hatte immer so ein Hinterfeld, während manche das nicht hatten. Ich finde, das sind Dinge, die mehr zur Diskussion kommen müßten als immer dieses Globale.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Vielen Dank. Lenin – er wird ja heute nicht mehr so oft zitiert – hat einmal gesagt: Es gibt keine abstrakte Wahrheit, die Wahrheit ist immer konkret. Vielleicht sollten wir das hier beherzigen.

Dietrich Sengbusch: Mein Name ist Dietrich Sengbusch. Ich bin freiberufli-

cher Journalist und eigentlich nur deshalb hier, um einen Vertreter des Jugendwerkhofes Torgau zu hören. Wie ich erfahren habe, ist das aus Zeitgründen ausgefallen. Ich muß sagen, daß ich das sehr bedauere.

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Wenn er hier ist, kann er sich doch zu Wort melden.

Dietrich Sengbusch: Er sollte aber offiziell eingeladen werden und auch in einem entsprechenden Gremium sprechen. Offensichtlich ist er deshalb nicht gekommen. Ich bedauere, daß dieser junge Mann aus dem Jugendwerkhof Torgau –

Gesprächsleiter Karl Wilhelm Fricke: Wer hier reden will, kann hier reden!

Dietrich Sengbusch: Das ist klar, er ist jetzt in Bayern oder wo. Er ist offensichtlich nicht hergekommen. Deshalb will ich versuchen, ein paar Bemerkungen zu dieser Frage zu machen. Ich habe nämlich wochenlang in dieser Sache recherchiert. Strafgefangene, die sowohl Torgau als auch die verschiedenen Haftanstalten kennengelernt haben, haben mir übereinstimmend bestätigt, daß Torgau die schlimmste von allen gewesen ist.

Man denkt, das seien vielleicht Jugendliche gewesen, die meinetwegen gebummelt, sich herumgetrieben haben usw. In Torgau waren – das kann man aus der Aktenlage entnehmen – Jugendliche inhaftiert, die sich durch „gesellschaftswidriges Verhalten“, wie es wörtlich hieß, ausgezeichnet haben. Bei Ankunft mußte jeder eine Belehrung unterschreiben, wonach er zu beweisen habe, daß Schluß sei mit seinem gesellschaftswidrigen Verhalten.

Man muß dazu wissen, daß der Jugendwerkhof Torgau kein gewöhnlicher Jugendwerkhof war, sondern das war der schlimmste unter den Jugendwerkhöfen. Dorthin kamen diejenigen, bei denen die normale Erziehung in den Jugendwerkhöfen nicht gefruchtet hatte.

Ich habe nun versucht, über entsprechende schriftliche Materialien mir zunächst einmal ein Bild zu machen. Ich habe einen Untersuchungsbericht der Stadt Torgau gefunden, der leider den Mangel hat, daß kein einziger betroffener Jugendlicher dabei zu Wort gekommen ist. Ich habe dann die gängigen Archivmaterialien im Landratsamt studiert. Da fielen mir einige Sachen auf, die mir doch zu denken gaben.

Ich will einmal aus der Dienstanweisung für die Erzieher „Belehrung über die Anwendung und den Gebrauch von Schlagstöcken“ zitieren. Dazu muß man wissen, daß das keine Weidenruten und keine Rohrstöcke waren, sondern Aggregate mit einem Plastegriff und einem Druckkopf. Dann sprang eine Stahlfeder heraus. Siegmund Faust kennt sicher diese Dinge. Am Ende war eine Stahlkugel, mit Plaste umhüllt, damit man möglichst nicht gleich den Schädel damit einschlägt.

In der Belehrung für die Erzieher heißt es: „Bei Anwendung eines Schlag-